

Herrenloses Gut.

Roman von Marie Bernbard.

(27. Fortsetzung.)

„Ach! Sie hob voller Unmut die Schultern und warf beleidigt den Kopf zurück. „Das ist es ja eben, was mich so fränkt und was mich gegen dich so in Harnisch bringt — das heißt — es trägt mit dazu bei! Du, mit deinem wunderlichen Verhalten gegen Hanna und deiner überführten Verlobung und Heirat — du bist schuld daran, daß zum erstenmal während unserer Ehe etwas Fremdes zwischen mich und Didie getreten ist! Er sagt mir sonst alles — und das soll er auch — das muß so sein — wofür ist er sonst ein glücklich verheirateter Mann? Hier aber verschweigt er mir etwas, das fühlte ich, wenn er mir noch so oft das Gegenstück beteuert! Er tut es jetzt schon nicht mehr, er hat es aufgegeben, weil er sieht, es hilft ihm doch nichts! Ich kenne sein Gesicht zu genau — Gott sei Dank hat er es in der Verstellungskunst noch nicht so weit gebracht, seiner Frau dreist ins Gesicht zu lügen!“

„Das ist sehr recht von ihm, aber eben so richtig ist's auch, daß er dir nicht Angelegenheiten vertraut, die nicht ihm gehören!“

„In der Ehe gibt es kein Mein und Dein, mein lieber Will! Alles, was dem einen gehört, hat er mit dem andern zu teilen!“

„Ich behaupte aber eben, daß Richard dies nicht gehört!“

„Unfinn! Formulieren wir den Satz meinerseits so: was der eine Teil weiß, gehört auch dem andern!“

„Diese Auffassung kann ich nicht teilen!“

„Natürlich nicht, weil du vom richtigen Wesen der Ehe noch keine Ahnung hast, möglicherweise auch nie eine bekommen wirst!“

„Sehr verbunden für deine gute Meinung! Aber auch dein Didie, dieser musterhafte Ehemann, ist in diesem Punkt meiner Ansicht!“

„Leider! Das war so schön und ideal in unserer Ehe, daß wir alles gemeinsam hatten — damit ist es nun vorbei! Nie bin ich bis jetzt auf irgend jemanden eifersüchtig gewesen, Didies wegen. . . nicht auf die schönste Frau, nicht auf das schönste Mädchen, und ich bin überzeugt, ich werde das auch nicht nötig haben, aber auf dich und dies Geheimnis, das sich zwischen mich und meinen Herzliebsten geschoben hat, ja, da bin ich eifersüchtig!“

Frau Kittys Stimme war etwas ansetzend und tonlos geworden. Mit verdächtigem Haß griff sie ihre Handarbeit wieder auf und begann mit nervöser Emsigkeit zu nähen. An ihrer Wimpern blinnte sie feucht.

Gotta blickte eine ganze Weile stumm auf sie nieder. Offenbar dachte er über das nach, was sie soeben von ihm und Hanna gesagt hatte. Es war sonst keineswegs sein Fall, besonders Gewicht auf weibliche Beobachtungen zu legen, und gar die Ausprüche der „netten, kleinen Kitty“ waren bisher stets als etwas gänzlich Belangloses von ihm betrachtet worden. Er hörte sie gern plaudern, aber es fiel ihm nie ein, sie ernst zu nehmen, auch wenn sie ihm eine „Sache von Wichtigkeit“ vortrug.

Jetzt aber! Etwas von dem, was sie über die Ehe geäußert, hatte ihn gepackt, er konnte es nicht leugnen. Der Ausdruck, er habe seine junge Frau, diezu ihm aufwachte wie zu einem Gott, „nebenher“ behandelt, sich dann und wann ihrer „erinnert“ und nie die mindeste Rücksicht oder Dankbarkeit für sie an den Tag gelegt. . . der Ausdruck hatte ihn getroffen — er selbst hatte, seit Hannas Abwesenheit, zuweilen schon Ähnliches gedacht!

Die Sache mit dem „Geheimnis“ und mit Kittys Kummer darüber machte ihm weit weniger zu schaffen. Es war Richards Pflicht und Schuldigkeit, zu schweigen, es war einfach anständig von ihm. Wozu mußten hübsche kleine Frauen alles wissen? Es war durchaus nicht notwendig, daß Eheleute alles miteinander teilten. Die Frau konnte ja mit allem, was sie erlebt hatte und was sie sonst innerlich beschäftigte, zu ihrem Mann kommen, wenn ihr das Spaß machte — aber er! Du lieber Gott — wenn er selbst, Will Gotta, seiner jungen Gattin über alle seine Erlebnisse, Liebesabenteuer und so weiter, hätte Bericht erstatten sollen. . . was bei einer solchen Weisheit wohl für sie beide herauskäme würde? . . .

„Nu, Kitty, kleine Schwägerin!“ — er bückte sich und zog der eifrig Nähenden die Arbeit unter den Händen weg — „sei gut und tu deinen hellen Verstandstafeln ein bißel auf, ja? Dein Didie gehört dir mit Leib und Seele“ und im Punkt der Liebe kann ich nicht im entferntesten mit dir bei ihm konkurrieren! Wenn er mir sein geheimes Wort hält, so ist das eben nur das richtige und hat mit der ehelichen Lieb' und Treu' nicht ein Jota zu tun! Mußt halt nicht so neugierig sein, klein's Weibchen! Und wegen

dem andern, was du mir anzuhören gegeben hast — wegen Hanna mein' ich. . . hm! 's gibt solch einen englischen Ausspruch: never to late to mend — und wenn du ohnehin meinst, ich sei noch nicht reif für die Ehe, so ist bei dieser meiner Jugend eine Aenderung noch keineswegs ausgeschlossen!“

Die junge Frau lächelte schon wieder ein wenig.

„Wenn ich das Kunststück zustande bringen sollte, bei meinem Herrn Schwager, dem berühmten und berühmten Professor Gotta, durch mein Reden etwas zu erreichen, dann wird mein Selbstbewußtsein turmhoch steigen. Mich soll's freuen, wenn es Hanna zugute kommt! Du, Will, wann kommt sie eigentlich zu dir zurück?“

„Weiß ich's?“

Gotta runzelte die starken Brauen, vergrub beide Hände in die tiefen Taschen seines smokings und begann neuerdings mit heftigen Schritten im Zimmer hin und her zu gehen. „Sie schickt mir ja jeden Tag Nachrichten — so 'n Wisch mit vier, fünf Zeilen, wie es dem alten Piotrowsky geht — und was noch alles im Hause zu tun wäre — und wie leid es ihr läte, daß sie immer noch nicht kommen könnte!“

„Nicht ein Unfinn? Sie ist zu gut, die Maus, das ist das Ganze! Der Alte soll sich zusammenehmen und nicht Trost und Hilfe bei meiner kleinen Hanna suchen! Sterben müssen wir schließlich alle, und hier ist der Tod ein Erlöser gewesen, hoffnungsvoll, wie die arme Frau war! Denn dieser gute Piotrowsky denn, ich hab' getrautet, damit meine Frau wochenlang bei ihm herumfingert und mit ihm jammert? Meine Häuslichkeit ist ungemütlich zum Erbarmen die Leute kriegen ja auch ihre Instruktionen, 's ist förmlich rührend, wie die Maus sie von weitem dirigieren möchte — aber das geht eben nicht, weil sich hundert unvorhergesehene Dinge nicht zum Voraus bestimmen lassen und weil die drei halt Spagatköpfe sind und nicht den Schimmer haben, was das heißt, bei einem Künstler im Dienst sein! Die tun's vielleicht bei so 'nem Lehrer, wo alles nach dem Glodensschlag geht und womöglich für jeden Wochentag bestimmte Gerichte aufgetragen werden. . . nicht aber bei 'nem Menschen wie ich, der von seiner Stimmung abhängt!“

„Sie empfindet sicher die Trennung zehnmal schwerer als du — sie wird sich ja fürchterlich sehnen!“

„Weiß ich nicht! Schreibt sie nicht!“

„Nein, schreiben wird sie es nicht, dafür kenn' ich Hanna zur Genüge! Aber das weißt du ebensogut, wie ich nicht eine Minute bleibt sie dort länger als sie muß!“

„Hm! Soll mir lieb sein! Mir fehlt sie an allen Ecken und Enden!“

„Kümmert sich denn deine Gräfin gar nicht um dich?“

„Meine Gräfin? Ach so, die Gilly meint du damit! Ja, die kommt wohl oft auf eine halbe oder eine ganze Stunde zu mir ins Atelier. . . aber daß sie mir damit Behagen für meine wüste Häuslichkeit verschafft, hab' ich bis jetzt noch nicht gespürt.“

„Ob Hanna nicht doch zuweilen ein bißchen eifersüchtig gewesen ist?“

„Auf wen denn? Auf die Gilly? Blödsinn!“

„Nicht auf die Gräfin als Frau! Aber wenn du dich stundenlang mit ihr über Skulptur und Aesthetik und Archäologie, und weiß Gott sonst noch was alles, unterhältst, und Hanna sitzt daneben, ohne daß einer von euch nur einmal das Wort an sie richtet, wie ich das neulich bei dir erlebt habe —“

„Das hätte ich —“

„Ja — das hättest du, mein lieber Will! Tut mir außerordentlich wohl, dir auch hierüber ungeschwehrt meine Meinung zu sagen! Ich hab' es recht gut gesehen, und Richard ebenso, wie es manchmal leise um Hannas Mund gequält hat und wie sie schwermütige Augen bekam. Und wenn sie noch solch ein Schaf wäre wie ich, die ich von diesen Dingen so gut wie nichts verstehe! Sie ist doch aber von Natur klug und hat so eifrige Studien getrieben —“

„Hat sie auch! Gewiß! Aber schau, Kitty — die Hanna steckt eben noch mitten drin im Studium, hat auch noch gar zu wenig im Leben gesehen und verglichen — sie kennt ja bloß München! Und Münchens Sammlungen in allen Ehren — aber mit dem, was in ganz Italien, speziell in Rom, aufgespeichert ist, kann sich's wirklich nicht vergleichen. Das alles aber hat die Gilly am Schnüchchen —“

„Natürlich! Laß du Hanna erst so alt werden und so viel reisen, da sollst du's erleben, wie sie es auch am Schnüchchen haben wird! Deine Gräfin, die ist ja mehr wie noch mal so alt, als deine junge Frau — und äußerlich verglichen, da ist sie 'ne Vogel'scheuche gegen sie!“

„Ra, na!“

„Vogel'scheuche!“ wiederholte Kitty mit harter Betonung. „Ich bitte dich, sieh dir die zwei doch mal gefälligst genau an und vergleich' sie miteinander, wenn sie beisammenstehen! Hannas Jugenderschmelz, ihr blütenweißer Teint, das reiche dunkle Haar, die schönen blauen Augen, die feinen, vornehmen Linien ihrer schlanken Gestalt, und diese glänzenden, graziosen Bewegungen —“

Gotta nickte lehaft und beifällig. „Ja — o ja! Sie sieht sich gut an, meine Maus! Denkst du denn, ich wüßte das nicht alles? Das war es ja eben, was mich so tolosall an —“

„Run?“

„Ach, nix!“ Er zog eine kleine verbrießliche Grimasse und wandte sich kriech ab, um sein ruheloses Wandern von neuem aufzunehmen.

„Dagegen diese Gräfin — geschminkt, gemalt, gepudert, mit Nusseln an den Schläfen, Fältchen um den Mund, Säcken unter den Augen —“

„Kleine Gilly! Die kommt schlecht weg bei dir! Das soll Gott wissen, sein Urteil fällt erbarmungslos aus, als wenn ein Weib sich über das andere hermacht! Und doch kann ich dir sagen: hättest die vor siebzehn, vor vierzehn — noch vor zwölf Jahren gesehen sollen. . . du würdest Augen gemacht haben! Um die haben mich die Wiener Aristokraten nicht schlecht beneidet!“

„Wenn du mit Hanna nach Wien gingest, würden sie dich wieder beneiden!“

„Schon möglich! Aber da geh' ich nicht wieder hin! Die Leut' in Rom wissen auch, was schön ist!“

Hier tat sich die Tür auf, und Richard Gotta, der so lange auf seinem Bureau beschäftigt gewesen war, trat ins Zimmer.

„Hallo!“ rief er erfreut und schüttelte dem Bruder herzlich die Hand. „Hat man dich auch wieder mal da, Strohpötel? Wie ist's, bleibst du heute bei uns zum Abendessen?“

Der Professor zuckte melancholisch die Schultern. „Was soll ich machen? Wenn ich mich da behalt, bleib' ich schon gern! Was soll ich daheim? Mir schmeckt Nix — mich freut nix — mir gefällt nix! Bin ich bei euch, komm' ich doch wenigstens auf andere Gedanken! Da sind ja die Bubis! Kommt her, ihr Unkrauter, versucht's mal, ob ihr den Enkel Will noch zum Lachen bringen könnt!“

„Du,“ flüsterte Richard seiner Frau zu, während sein Bruder die beiden jubelnden Büschen abwechselnd hoch in die Luft schwenkte, „ich glaube, die Kur schlägt dem Will ganz an. Er beginnt zu merken, was er an seiner Frau gehabt hat. Wenn sie zu ihm zurückkommt, wird er sie wohl anders behandeln, wie sein kleines Schwesterchen!“

Frau Kittys öffnete den Mund zu einer verwehenden Antwort, aber ihr Gatte kam ihr zuvor, er küßte sie ihr hin einfach von den Lippen weg.

„Geh' heim, Hanna-Weibchen, kleines! Geh' heim, ich bitte dich!“

Arnold Piotrowsky sagte es mit weicher Stimme. Er sah das dunkle Köpfchen der Pflegerin bedürftig in seine beiden großen Hände und küßte sie zärtlich auf die Wangen.

„Wenn ich nur wüßte, ob ich dich jetzt schon mit gutem Gewissen allein lassen kann!“

„Jetzt schon! Bist ja länger wie acht Tage bei mir geblieben und hast während der ganzen Zeit deinen Mann kaum drei, viermal flüchtig gesehen! Ich verdent' es ihm auch nicht, daß er nicht häufiger kommt. Was soll er hier? Ein Trauerhaus ist nicht jedermanns Geschmack — zumal nicht 'nem Künstler, der sich die Stimmung frei und heiter erhalten muß, damit er hier ist, kann er von dem nicht reden, was ihn beschäftigt — und bei dem, was wir sprechen, kann er auch nicht mithalten, denn er hat mein seliges Dörchen sehr wenig gekannt und hat nie als trante, hilfswillige Frau gesehen — nicht so, wie ich sie in der Erinnerung habe, als junge, glühend strahlende Braut und als mein kleines, reizendes Weib —“

Die Stimme wurde dem Mann rau — er räusperte sich und brach ab. Es blieb ihm im Zimmer. Hanna streichelte leise die Hand, die auf der Lehne des Sessels lag.

„Dum als alles!“ fuhr Piotrowsky nach einem schmerzhaften Aufatmen fort, „da er nicht herkommen mag, so mußst du dochhin zurückkehren, wohin du gehörst — in deine Häuslichkeit, zu deinem Mann. Er wird sich ja doch sehr nach dir sehnen!“

„Meinst du?“

„Aber natürlich, Hanna-Weibchen — natürlich! Wie sich das zwischen Mann und Frau gehört! Gott, wenn ich denke, wie mir das schredlich war, wenn meine Dora mal verzeihe! Es kam ja sehr selten vor, aber früher geschah es doch manchmal — weißt du — wie du noch klein warst und wir das Fräulein im Hause hatten, das immer häßliche? Da war meine Dora noch gesund, da besuchte sie zuweilen ihre Mutter in Breslau — arme, alte Frau, die nun die einzige Tochter hat hingeben müssen und möchte gewiß gern für sie gestorben sein! Du entfinnst dich der Großmutter nur wenig, Mäuschen, was?“

„Geh' wenig! Mutti nahm mich nur ein einziges Mal mit zu ihr nach Breslau, später fuhr sie immer allein!“

„— das tat sie aus Rücksicht für mich, damit ich nicht so entsetzlich bangen sollte — da ließ sie mit mein Hanna-Weibchen zurück! Ich sah aber doch da und zählte die Tage, bis sie wiederkam! Wie lange ich wohl jetzt sitzen kann und zählen, bis wir wieder beisammen sind?“

„Vieles gut Papa!“

Ihm tropften die schweren Tränen von den Wimpern — sie fielen in Hannas dunkles Haar, denn sie war ihm ganz nahe gerückt und hatte ihren Kopf an seine Brust gelegt.

„Ja, ja, Kind — Eheleute gehören zusammen! Du wirst dich ja auch nach deinem Mann sehnen, meine ich!“

Hanna blieb stumm, es lief nur ein leichtes Bittern durch ihren zarten Körper.

Ob sie sich sehnte! Guter Gott! Oft hatte sie das Gefühl, die Sehnsucht müßte sie töten! Und es half nichts, mit Vernunftgründen dagegen anzukämpfen, sich zu sagen, die Trennung sei ja bald überwunden, und er empfinde sie sicher nicht annähernd so tief, wie sie. Daß er sich unbehaglich fühlte ohne sie, daß sie ihm fehlte, das hatte sie empfunden und schon dies Empfinden hatte sie beglückt. Was aber wollte dies bedeuten, mit der Sehnsucht vergleichen, die sie fühlte! Sie unterdrückte sie sorgfältig dem Pfleger gegenüber, und auch Gotta hatte bei seinen Besuchen nichts gemerkt. Es war Hanna ohnehin nicht gegeben, viel von ihrem Innern zu verraten, selten nur kam es bei ihr zum Durchbruch — hier nun gar, da sie es wußte, wie tiefengroß ihre Liebe zu dem Gatten war, gegen sein Gefühl für sie gehalten, verloh sich sie doppelt sorgsam jede Rundgebung derselben in sich. Jetzt aber fiel ihr dies je länger desto schwerer. Als Willfried das letzte Mal bei ihr gewesen war und sie beim Abschied in seine Arme genommen und geküßt hatte, da war es ihr gewesen, als müßte ihr Herz in Stücke gehen, da hatte sie gewaltsam an sich halten müssen, sich nicht an ihn zu klammern und ihn zu bitten, sogleich zu gehen: „Nimm mich mit dir! Geh' nicht fort! Ich kann nicht leben ohne dich! Sei wie du willst, aber laß mich den Ton deiner Stimme hören, dein Gesicht sehen, deine Gegenwart fühlen — dir leben — für dich da sein!“

Sie hatte es nicht getan — hatte sich bezwungen und war allein zurückgeblieben in der ehemaligen traumatischen Mädchenstube. Dort hatte sie sich mit wankenden Knien niedergesetzt und war in stürmisches Weinen ausgebrochen, gepackt und geschüttelt von dem elementaren Ausbruch ihrer leidenschaftlichen Liebe für diesen Mann.

„Hat er dich gar nicht gebeten, bald zu ihm zurückzukommen?“ fragte Piotrowskys Stimme in das eingetretene Schweigen hinein.

„— ein!“ erwiderte die junge Frau zögernd. „Ich glaube,“ sagte sie nach einer kurzen Pause hinzu, „daß Will das überhaupt nicht tun wird. Er wartet wohl ab, daß ich von selbst komme.“

„Dann tu' es, mein Hanna-Weibchen! Tu' es noch heute!“

„Heute?“ Sie zuckte wie im Schreden empor. „So plötzlich! Er — er weiß ja dann gar nicht, daß ich schon so bald heimkommen will!“

„Ist das denn nötig bei zwei Eheleuten?“ Ein schwaches, kümmerliches Lächeln ging über des Mannes vergrämtes Gesicht. „Es ist doch deine Häuslichkeit so gut wie seine! Du kommst — und du bist da. . . was braucht es da weiterer Anmeldungen? Findest du deinen Herzliebsten daheim — gut und schön! Findest du ihn nicht, so wartest du eben auf ihn, bis er kommt; desto größer ist seine Freude, dich zu finden. Solche Ueberwachungen zwischen Liebesleuten, die lob' ich mir, die haben wir uns oft herbeizet, mein Dörchen und ich — und was für ein Glück war das dann jedesmal!“

Er nickte schwermütig vor sich hin. „Aber du? Was soll aus dir werden, wenn von dir gehe?“ fragte Hanna zaghaft.

„Aus mir? Ja, Kind, einmal wird es doch sein müssen, ob nun heute oder in drei, vier Tagen, das ist wirklich ein und dasselbe! Und so verlass, wie du denken magst, bin ich gar nicht. Wie ich heute vormittag auf eine Stunde in der Fabrik war, bloß, um mich dort eben mal zu zeigen, denn arbeiten sollte und wollte ich ja noch gar nicht — da kam Helldorf, der Chef, du weißt, und war wirklich sehr, sehr gut und teilnehmend zu mir. Seine Frau und die Tochter mag ich nicht leiden, und ich konnte es meinem Dörchen nicht verzeihen, daß sie für sich und für dich nichts von ihnen wissen wollte. . . das war Umgang für euch. Aber er, Helldorf, ist wirklich ein guter Mensch, und wir haben immer Sympathie füreinander gehabt. Die andern Kollegen kamen auch noch dazu, und sie bestärkten mich mit Worten, ich solle mich nicht so isolieren, ich müsse mit ihnen zusammen sein; sie wollten ja nicht mit mir springen und tanzen und Wize reißen — bloß beieinander sitzen und dies und das besprechen: Politik und Fachwissenschaftliches, neue Erfindungen und was sonst der Tag noch bringt, daß ich doch auf andere Gedanken käme. Sie meinen, wenn ich immer zu Hause sitze in der

gewohnten Umgebung, wo jeder Platz, jedes Zimmer, jedes Stück Möbel mich an sie erinnert. . . es mag ja sein, daß sie recht haben, daß das nicht gut ist für mich. Nun also, Helldorf und Winkler, das ist der vom technischen Bureau, weißt du — die wollen mich abholen nach unserem alten Stammlot, dem Augustinerbräu, und da soll ich mit ihnen zusammen bleiben, so lange, wie ich's eben aushalten kann.“

„Heute schon, Papa?“

„Ja, heute schon!“ Piotrowsky sah nach seiner Uhr. „In einer guten halben Stunde können sie hier sein — und nun sei du mein kluges, braves Hanna-Weibchen, geh' auf dein Zimmer und pad' deine Siebenstachen zusammen, auf daß du dahin kommst, wo du von Gottes und Rechts wegen hingehörst.“

Er hatte in leichtem Ton sprechen wollen, aber die Worte stöckten ihm in der Kehle, er mußte ein paar mal schlucken und die Augen wurden ihm feucht, wie er die schlank, schwarzgekleidete Frauengestalt in seine Arme nahm.

„Was du mir in diesen schweren, traurigen Tagen gewesen bist, Kind, und was ich dir danke, das kann ich dir niemals vergessen —“

„Ach, lieber, liebster Vater, ich bitte dich, sprich nicht so! Und meine Liebe, und mein Dank. . .“

Sie hielten einander fest umschlungen und weinten.

Es war gegen Abend, als die junge Frau an dem eleganten Hause in der Richard Wagnerstraße vorfuhr und, ihre Handlöffchen in der Rechten, die breite Treppe in der imposanten Vorhalle emporstieg.

(Fortsetzung folgt.)

Was Das Leben Kostet.

Trotz ihres großen Wandels ist die Kaufkraft des Geldes bei Lebensmitteln, auch wenn man weit auseinanderliegende Epochen vergleicht, nicht von gar so ungeheurer Verschiedenheit, wie man gemeinhin annimmt. So kostete als Moses seinem Volke Gesetze gab, ein Widder auch unserem Gelde schon einen Dollar, und der Preis hatte sich bis zur Glanzzeit der Athener, also nach fast einem Jahrtausend, nur auf etwa zwei Dollar erhöht. Damals zahlte man auch für einen Mastochsen bereits den heutigen Preis von \$30. Aber in jenen Zeiten gehörte das Fleisch nicht in dem Maße zur Tageskost wie heute. So hat ein mazedonischer Hauptmann in ägyptischen Diensten nach den Aufzeichnungen seines Vurschen in elf Tagen nur für 5 Cents Fleisch verzehrt, wiewohl seine tägliche Ausgabe für die notwendigen Lebensbedürfnisse 25 Cents betrug.

Auch für die damaligen Lohnverhältnisse gibt es interessante Belege. Zu Christi Lebzeiten verdiente ein Tagelöhner in Jerusalem täglich 15 Cents, und wenn ihn die Bratengier heimgelochte, so konnte er sie immerhin versüßigen, denn für einen Cent gab's jetzt Sperlinge und für zwei Cents sogar fünf. Dazu konnte er sich auch einen Schoppen Wein gönnen, von dem nach unserem Maß ein Quart einen halben Cent kostete. Milch kostete er freilich mit 1/2 Cents bezahlen und ebenso Rabieschen, dagegen war eine sehr ansehnliche Portion Knoblauch schon für einen Cent zu haben. Dazumal war der Knoblauch im ganzen Orient ein allgemein beliebtes Gemüse, von dem auch der mazedonische Hauptmann nach den Aufzeichnungen seines Vurschen ein bemerkenswertes Quantum vertilgte.

In Athen waren aber die Arbeiter nicht so gut gestellt, die klassischen Griechen waren schlechtere Zahler als die alten Juden, sie gaben einem freien Feldarbeiter täglich nur 13 Cents. Da war es schon schwerer, sich einen guten Tag zu machen, zumal die besseren Wissen ziemlich teuer waren. Eine Gans kostete bis zu einem Dollar. Im allgemeinen darf man nach den Berechnungen von Heinrich Brugsch für die notwendigen Lebensmittel nach Ablauf von zwei Jahrtausenden heute eine Erhöhung der Preise auf das Zweifache bis Dreifache des damaligen Wertes annehmen.

Unter unseren Vorfahren suchten die besseren Klassen gleich den wohlhabenden Herrschaften des Altertums das Leben von der besten Seite zu nehmen, wobei sie — wenigstens in der älteren Zeit — nicht so sehr auf die Qualität als auf die Quantität saßen. Wie in ganz Deutschland, so war man insbesondere in Berlin auf viel Essen und Trinken erpicht. Zu den großen Gastereien lud man schon auf den frühen Vormittag ein, man setzte sich um zehn Uhr zu Tisch und stand erst um sechs Uhr Abends auf, wobei 54 Gerichte verzehrt wurden. Der Augsburger Patrizier Philipp Hainhofer bemerkt dazu in seinem Reisebuch:

„Es ist der Brauch, daß man bei ganz tapnen Tisch macht und das Trinken erst recht anfängt.“

Daraus sieht oft die grimmigsten Feindschaften entstanden, was nicht zu verwundern ist. Man denke sich doch nur unter den gleichen Bedingungen heute einen jour fixe oder fixe o'clock tea oder Empfang, oder wie man es sonst nennen mag; nichts zu essen bekommen, geht noch an; aber zusammen müssen, wie andere lieben — das geht über den Späß.

Die Frauen hielten unter sich Feste ab, die man in der eben Ausdrucksweise jener Art ohne unbillige Ab-

sicht „Kranzfreßereien“ nannte, wobei sich „eine nach der anderen zusammenlief, also daß, wenn der Fraßschwefeln zwölft sein, ein jede ihren zwölfen zu fressen gibt und einmahl auf jede Kranzfreßerei gelangen thut.“ Da gab es die feinsten Lederbissen; aber den Männern, die nicht dabei sein durften, schickten die Feinschmiedinnen nur Kraut und Suppe nach Hause. Der Teinehmerin, die an der Reihe war, das nächste Fest zu geben, wurde ein Kranz aufgesetzt, daher der Name Kranzmahl, aus dem sich später die auch heute noch nicht ausgefallenen Kaffeekränzchen entwickelten. Allmählich wurde auch den Männern der Zutritt gestattet, aber sie durften nur dann mitessen, wenn ihnen etwas gereicht wurde, was zugleich als Aufforderung galt, den Damen den Hof zu machen. Im anderen Falle mußte sich der Gast im Hintergrunde halten.

Die Staatsgewalt kümmert sich in Deutschland allerdings auch heute um die Lebenskosten, aber in einem ganz anderen Sinne. Das Reichsgesundheitsamt läßt sich die Mäße nicht verbieten, anzugeben, wieviel der Mensch täglich im Mindestmaß Nahrungsmittel braucht, und wieviel die Beschaffung dieses Mindestmaßes kostet. Nach dem von dieser Behörde herausgegebenen Gesundheitsbüchlein ist die Grenze für den mindesten Consum an täglicher Nahrung insgesamt auf nahezu 2000 Gramm bemessen und der Preis dafür auf 60 Pf. berechnet, was wohl eher zu niedrig als zu hoch angenommen ist. Aber nicht nur durch theoretische Rathschläge, auch durch praktische Maßnahmen wird die Lebenshaltung in einer Weise erleichtert, wie es noch niemals vorher in der Weltgeschichte geschehen ist. Durch die staatliche Arbeiterversicherung, mit deren Einführung Deutschland in der Welt voranging, sind bei uns über 13 Millionen Menschen gegen Invalidität und Altersnoth, über 17 Millionen gegen Krankheit und über 3 Millionen gegen Krankheit versichert. Jeden Arbeitstag kommt nahezu eine Million Mark an jährlich und 4 Millionen Personen als Entschädigung zur Auszahlung. In einem Zeitraum von 15 Jahren wurden in 40 Millionen Fällen über 2 Milliarden, also über 2000 Millionen Mark ausgezahlt. An der Aufbringung dieser Summe waren die Versicherten selbst mit etwa 1 Milliarde beteiligt, sie haben demnach über eine Milliarde mehr empfangen, als beigetragen. In derselben Zeit haben sich aber auch die Einkommen der Gesamtbevölkerung vermehrt, und zwar auch in den dürftigeren Klassen. Man schätzt die Erhöhung des Gesamteinkommens in Preußen von 9,9 auf 10,7 Milliarden Mark, so daß auch dadurch eine bessere Lebenshaltung ermöglicht ist. Gleichwohl haben die Deutschen noch lange nicht alle ein Huhn im Topf. Nimmt man als Volkswohlstand einen Zustand an, wo die rationelle physische Erhaltung durchweg nicht mehr als 50 v. H. des Einkommens erfordert, während die übrigen 20 v. H. als freies Einkommen verwendet werden können, so dürfte es noch geraume Zeit dauern, bis man sich in allen Kreisen so günstiger Verhältnisse weit erfreuen können. Es ist also zu befürchten, daß die jetzige Generation das goldene Zeitalter nicht erleben wird.

Unter solchen Umständen ist es um so wichtiger, zu erfahren, was der Mensch kostet, bis er so weit gebracht wird, sich seinen Lebensunterhalt selbst verdienen zu können. Der berühmte Statistiker Ernst Engel hat zu diesem Zweck den Kostenwerth des Menschen berechnet. Er scheint aber zunächst gegen diese Arbeit Bedenken gehabt zu haben, denn in seiner Schrift über den Werth des Menschen bemerkt er, man könnte vielleicht Anstoß daran nehmen, vom materiellen Geldwerth des Menschen zu sprechen, und er hat mit dieser Bemerkung nicht unrecht. Man braucht sich ja nur das Dichterwort „In deinen Augen liegt mein unermeßliches Reich“ zu vergegenwärtigen, und man wird einsehen, daß unter diesem Gesichtspunkt selbst das größte Kapital nur ein Lumpengeld ist. Inzwischen, ein Statistiker ist nun einmal ein unverbesserlicher Realist, und daher ließ sich Engel von seinem Vorhaben nicht abhalten. Er kam dabei zu dem Ergebnis, daß der Kostenwerth eines Anaben nach niedriger Bildung am Ende seiner Lernperiode im erfüllten 15. Lebensjahre 3738 M. 16 Pf., eines Jünglings mittlerer Bildung am Ende seiner Lernperiode im erfüllten 20. Lebensjahre 12,137 M. 56 Pf., eines jungen Mannes hoher Bildung im 25. Lebensjahre 27,550 M. 23 Pf., eines Mädchens niedriger Bildung im 15. Jahr 3563 M. 19 Pf. und eines Mädchens höherer Bildung im 20. Lebensjahre 10,655 M. 30 Pf. beträgt.

In diesen Berechnungen des von Engel sogenannten „Kostenwerthes“ ist auch der Sterblichkeits- und Zinseszuchlag enthalten, d. h. die Kosten der gestorbenen Kinder sind auf die überlebenden übertragen und die Zinsen des bis zum Beginn der Arbeitsperiode angewandten Kapitals hinzugerechnet, diese aber bei Mädchen wegen deren Mitarbeit im Haushalt nur bis zum zehnten Lebensjahr. Nun soll man also nicht bloß die weiteren Lebenskosten, sondern auch die ferneren Zinsen der bisberigen Aufwendungen oder womöglich diese selbst verbienen — wenn nicht noch mehr. Die Sache wird immer schwieriger.